

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 170.

Montag, 23. Juli.

1928.

Ein verhängnisvoller Abend.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Liesbet Dill.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

Es war noch schwül, obwohl es bereits dunkelte. Eine zarte violette Dämmerung, sanft wie ein Schleier, den jemand leise über eine Stadt breitet, sank herab über die stillgewordenen Gassen.

Das Rollen des Zuges, der allabendlich gegen acht Uhr aus der Richtung Lyon in dem kleinen Landstädtchen B. eintraf, unterbrach für einen Augenblick die lärmende und drückende Stille, in der die Stadt wie versunken lag. Auch auf dem kleinen verödeten Bahnhof war jegliches Leben wie erstorben.

Aus dem Zuge stiegen nur vier Menschen aus. Zwei Soldaten, die vom Urlaub kamen und nicht mehr ganz nüchtern waren; sie hatten unterwegs unaufhörlich Lieder gesungen und mit Kameraden, die nach anderen Garnisonen fuhren, Rotwein getrunken. Ein kleiner alter Mann, der sich mit einer schweren Ledermappe schleppend und sorgenvoll unter seinem alten Schlapphut hervorsah, Beamter, der mit Alten von einem auswärtigen Termin kam, und ein Herr, der aus erster Klasse ausstieg und sich nach einem Gepäckträger umzusehen schien, und, da keiner ankam, rasch die Geleise überquerte und den Weg nach der Stadt einschlug, ohne die beiden Omnibusse zu benutzen, die hinter dem Stationsgebäude hielten und deren Kutscher auf den Trittbrettern saßen und miteinander schwätzten.

Sie schauten den beiden angeheiterten Soldaten nach, die sich untergehalten hatten, und riefen ihnen allerlei nach, was von den Betrunkenen gebührend erwidert wurde. Dann bestiegen die beiden Kutscher ihre Sitze und ratterten mit leeren Omnibussen nach der Stadt zurück. Der ältere Wagen trug die Aufschrift „Lion d'or“. Der andere, „Hotel des Arcades“, mit frischem gelbem Lac bezogen, sah mit seinen grünen Samtpolstern und Spiegeln im Innern um einen Grad eleganter aus. Dieses war der vornehmste Gasthof, aber noch zu neu, um besucht zu sein, im „Lion d'or“ stiegen meist Reisende ab. Er hatte, obwohl er etwas veraltet war, seinen guten Ruf und sein Stammpublikum, besonders an Markttagen, wenn die Reisenden und Viehhändler ankamen. Von diesem letzten Abendzug fuhren die beiden Omnibusse meist leer zurück, wie auch heute. Selten kam dann noch ein Nachzügler.

Unterwegs holten die Kutscher den kleinen Mann mit der Altenmappe ein. Der Kutscher des „Lion d'or“ lud ihn ein, auf seinem Bod Platz zu nehmen, indem er die Peitsche senkte, aber der kleine Mann nickte beklommen und dankte. Er war ein alter Bureauvorsteher eines Advoaten, der aus dem Dienst entlassen war, und mit dieser Nachricht belastet, vor seine viellöufige Familie treten sollte, und dem diese so im Kopfe herumging, daß er weder auf die Menschen noch etwas anderes achtete, sondern tiefgebeugt und mit seinen Sorgen beschäftigt durch die abendsstillen Straßen trotzte, indem er dicht an den Häusern auf dem schmalen Bürgersteig weiterschritt.

Den anderen Herrn holten beide Wagen nicht mehr ein. Er mußte wohl seitwärts in eine der engen, dunklen Gassen eingebogen sein, die von der Bahnhofstraße

strahlensförmig nach dem Zentrum der Stadt führten, wo die Hotels und die Kathedrale lagen.

Dem Bahnhof gegenüber strahlten die Fenster eines Soldatencafés weithin. Das Café war ganz leer, man sah die Kellnerin hinter dem Schenktisch sitzen, die etwas nähte. Alle Fenster und die Türen standen weit offen, der Hitze wegen, die noch in den engen Gassen lagerte. Kein Windstoß ging, und kein Lüftchen wehte. Alles war schwer, schwül, drückend und still.

Irgendwo brannte ein Licht. In den Häusern schien man bereits zu schlafen, die Läden waren herabgelassen, auch hinter ihren Räumen sah man kein Licht, niemand saß vor der Tür, wie oft sonst an Sommerabenden, nur ein paar Katzen schlichen lautlos, auf Beute gehend, dicht an den Häusern entlang. In den engen Winkeln der Gassen lagerte bereits tiefe Dunkelheit, und der Mond, der eigentlich fällig war, hielt sich hinter Wolken verborgen.

Matt glänzte das blaue Schieferdach der alten Kathedrale, die die Stadt überragte; eine Uhr schlug langsam rasselnd achtmal, eine andere wiederholte es irgendwo in der Ferne. Die Schritte der Soldaten waren verhallt, die Kaserne, die links hinter dem Bahnhof lag, hatte sie aufgenommen, und der kleine Herr mit der Mappe war in einem der ersten Häuser einer engen, düsteren Gasse verschwunden.

Die Geschäfte hatten ihre Türen geschlossen, der runde Marktplatz, der sich nach einer Seite schräg senkte, lag in tiefer Ruhe da. Nur im „Lion d'or“ brannte im unteren Stock noch Licht, und man sah hinter den Gardinen eine Familie um den runden Esstisch sitzen, die eben ihre Abendmahlzeit einnahm.

Die Suppe wurde von einer alten Wirtshafterin mit Mülhaube aufgetragen. Obenan sah eine stattliche ältere Dame, eine würdige Matrone im schwarzen Seidenkleid und mit blühenden Ohrringen, die mit ihrem Sohne, einem großen, stattlichen, blonden Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, sprach. Eine dunkle, anmutige, braunette junge Frau von unbestimmbarem Alter gab ihren beiden Söhnen die Suppe auf.

„Ich hatte mir gleich gedacht, daß er nicht kommt“, sagte die alte Dame. „Er ist immer pünktlich und fährt mit Expresszügen. Wir hätten gar nicht mit dem Essen auf ihn warten sollen. Nun ist der Fisch zerfallen, und das Filet verträgt auch das Herdfeuer nicht so lange.“

„Immerhin, wir haben das unstrige getan“, sagte der Sohn und begann die Suppe zu essen, eine Fleischbrühe mit geröstetem Brot und vielen grünen Kräutern. Der „Lion d'or“ war bekannt wegen seiner ausgezeichneten Küche. Madame Gontard führte das Geschäft, seit sie Witwe war, und, nachdem ihr einziger Sohn Charles geheiratet hatte, war sie es, die hier das Regiment führte, nicht die junge Frau Odette.

Diese beschäftigte sich mit den Kindern, einem neunjährigen Zwillingsspaar, denen sie die Servietten vorband und das Fleisch schnitt. Zuweilen hob sie die Augen, ein Paar zerstreute, sehr helle blaue Augen mit

dunklen Wimpern, die in die Ferne zu sehen schienen. Sie schaute über den stillen Marktplatz, auf dem sich kein Mensch zeigte, und senkte den Blick dann wieder auf ihren Teller, von dem sie wie in Gedanken etwas mit der Gabel nahm, ohne zu sehen, was es war.

Mutter und Sohn sprachen von einer Hypothek, die ihnen gestern zurückgezahlt war, und über die Neuansetzung dieses Geldes. Die Mutter machte die Vorwürfe, der Sohn, der dem Filet und den salzbestreuten Pommes frites zusprach, hörte ihr zu, während die junge Frau den Salat anmachte mit ihren gepflegten weißen Händen, denen man ansah, daß sie keine grobe Arbeit taten.

„Es ist nicht gut, jetzt Geld daliegen zu haben“, sagte die alte Dame. „Es ist nur eine Sorge mehr, aber in Häuser möchte ich es nicht mehr stecken. Du siehst ja, was dein Freund Dupon für eine Mühe hat, sein Haus loszuwerden. Niemand will jetzt Häuser, von denen man nur Lasten hat und Kosten.“

„Das ist richtig, Mama, aber sie sind immerhin noch das Sicherste.“

„Ich bin für Aiderland“, sagte die Mutter.

„Ach, davon hat man so wenig... das bißchen Pacht. Und dann zahlen sie immer nicht. Wenn wir es in Industriepapieren anlegen, hätte man wenigstens Zinsen. Die Börse steht jetzt wieder fest.“

„Ja, du mußt immer spekulieren, du bist wohl von der Longeville angesteckt“, sagte die alte Dame, indem sie dem Salat noch etwas Essig beifügte. „Er hätte doch wenigstens telegraphieren können, dein Freund. Zu meiner Zeit war es üblich, sich zu entschuldigen, wenn man nicht kam.“

„Aber Mama, es war ja überhaupt ganz unbestimmt, wann er kommen würde“, wandte die junge Frau ein. Sie schob die Schüssel mit den Pommes frites ihrem Manne hin.

„Ihr wißt doch, wie er ist. Er hat sicher in Lyon Station gemacht. Hier hat er nur Argerliches, wenn er kommt.“

„Ja, so ein Haus... wäre er's nur erst los!“ sagte ihr Mann.

Die Wirtshafterin brachte den Kaffee und das Obst und deckte das übrige ab.

„Ist der Herr Capitaine wirklich nicht gekommen?“ fragte sie, während sie das Geschirr auf das Teebrett lud.

„Das sehen Sie ja, Artemis“, sagte die alte Dame, „nun haben wir das schöne Diner umsonst gemacht.“

„Und das Bett in der Fremdenstube?“

„Das lassen Sie nur. Wenigstens bis morgen, Artemis. Vielleicht kommt er noch“, sagte Charles und schälte sich eine Birne.

Der „Lion d'or“ war ein zweistöckiges Haus, das an der Seite in eine schmale Gasse sah, die sich zwischen hohen Gartenmauern eng und dunkel hinwand, über die einige alte Kastanien und Linden ragten. Das erste Haus, das mit seinem Garten an den Hof des „Lion d'or“ stieß, lag fast unsichtbar im Grün versteckt, von den Blutbuchen und Linden beschattet, in einem alten, tiefen, jetzt stark verwilderten Garten. Neben der kleinen Tür in der hohen Mauer waren eine Messingklingel und ein Türschild befestigt mit dem Namen des Besitzers des Hauses. Auf diesem weißen Porzellanschild stand halb verwittert zu lesen: Dupon, Advokat. Obwohl dieser Advokat längst verstorben war und das Haus seit Jahren leer stand.

Diese enge Gasse lief zwischen hohen Gartenmauern hin, hinter denen noch andere Villen zwischen den Bäumen auftauchten, und mündete in eine der dunklen und sehr schmuckigen Gassen, die auf die Bahnhofstraße führten. Die Rue Victor Hugo spaltete sich in der Mitte, und zwar durch einen schmalen Weg, der zwischen den Gartenmauern nach dem Walde hinaufließ. Dieser Pfad war von Brennesseln durchsetzt und so eng, daß ein Wagen hier nicht durchkam. Er wurde nur selten benutzt und endete oben an dem Kirchhof der Stadt.

Das Haus mit dem Schild „Dupon, Advokat“, lag mit geschlossenen Läden in dem alten Garten. Der Sohn dieses Advokaten stand bei den Husaren in Ran-

tes, und seit vier Jahren bemühte sich der Besitzer des „Lion d'or“, im Auftrage seines Freundes, des Capitaine René Dupon, dessen Haus zu verkaufen, aber die Lage schreckte jeden ab, der Geld genug gehabt hätte, das große Besitztum zu bezahlen. Früher hatte man sich wenig daraus gemacht, in engen dumpfen Gassen zu wohnen, jetzt aber war ein neues Villenviertel draußen vor der Stadt entstanden, und diese Häuser in der Rue Victor Hugo standen alle leer, und in ihren schön angelegten Gärten wucherte das Unkraut kniehoch. Es wuchs dort, was eben wuchs, ohne Pflege und ohne Gärtner, und die Pappschilder „Zu verkaufen“, die an den Balkons angebunden baumelten, bewegte der Wind.

(Fortsetzung folgt.)

Tanzturnier in Bad Moorham.

Von Eva Gräfin v. Baudissin.

Zum Bau des Kurhauses hatte sich der neue Kurdirektor vor etlichen Jahren einen berühmten Architekten aus der Hauptstadt verschrieben, dessen Ruf auch bis in die kleine Landgemeinde gedrungen war. Im Geiste zwar hatte das Gebäude bereits vor den Augen aller verantwortlichen Personen gestanden, wie der Herr Direktor, ein pensionierter Amtssekretär, es ihnen ausgemalt hatte; danach war es eine stattliche Villa in rotem Backstein, mit seltsamen Figuren, deren Namen kein Christenmensch behalten konnte, unter den Balkons, die von dicken, grauen Säulen eingefasst wurden. Und auf dem Dach sahen Türmchen und Kugeln, und handfeste Girlanden aus Zementfrüchten ließen über den Kopf die Wände herunter.

Der „Stadtfräd“ — der Direktor konnte seither niemals ohne diele etwas herabsekende Benennung seiner gedenkt — hatte zu diesen Plänen nur selacht und gleich erklärt, nix sei's damit! Und da auch er ein Bodenständiger war, sagte er, was er wollte, und wenn man ihm nicht nachgäbe, nachher könnte man ihn zur Kirchweih einladen — was auch ein durchaus bodenständiger, wenn auch nicht gerade feiner Ausdruck war und daher alle Zuhörer entzückte!

Er baute sein reizendes Haus hin — wie ein behäbiges Bauernanwesen mit weißgetünchten Wänden, buntbemalten Fensterläden und einer ums Obergeschoß laufenden Altane lag es zwischen den herrlichen alten Bäumen, die man auf seine Forderung hin ungeschoren gelassen hatte, während die Meinung sonst dahin gegangen war, sie zurechtzustechen und sie durch Kugel- und Pyramidenform recht glatt zu machen. Aber was half's? Wenn der „Stadtfräd“ behauptete, die Fremden würden ihm in allem recht geben — die möchten nur so was Echt's, was in die Landschaft hineinvölle —, so war's ja gut! Denn nicht für sich, für die Fremden baute man, und die möchten sich einbilden, dies Haus, das innen recht kommode Säle und Nebenräume barg, sei wirklich nur, wie es allgemein der Brauch war.

Die ersten „Seisongs“ vergingen. Sie brachten einen sämlich guten Zulauf, aber so ganz das Rechte und Erhoffte war's nicht.

Der Kurdirektor lächelte: „Ja, die „Stadtfräd“! Mit Löffeln haben sie's gefressen, die Weisheit — aber wenn man schon was Echt's bot, ha, da muß' es eh was Jüngstes sein! Und ob man nun mal ihm eine freie Hand vergünne wollt', nachdem man sich doch halb mit derer Bauernkaf' geschnitten hätt?“

Als dann! Und als die neue Seisong begann, da hatte der Herr Kurdirektor, der die Seele seiner Gäste studiert hatte, das Richtige gewußt! An einer Schmalseite des Saales, der kleinen Bühne gegenüber, war eine halbe Sennhütte eingebaut. Mit einem niedrigen, steinbeschwertem Dach, mit Holzmöbeln, einer Kuhhalod'n über der Schwelle der niedrigen Tür, die unfehlbar an zu läuten hub, wenn ein Tourist auch noch so geschickt unter ihr hindurchschlüpfen wollte, was allemal ein großes Gelächter gab und eine ganz unverhoffte Wirkung und Attraktion darstellte, mit erhöhten Preisen fürs Bier und an echten Schmarrn, und ein paar drallen Sennertinnen, wie man sie sich nur gemalt vorstellen kann, mit einem Mundwerk, das täglich, ständig die Leute aus den fernsten Weltteilen entzückte.

Ja, er hatte ins Schwarze getroffen, der Herr Kurdirektor — ein Gerenn begann, gar nicht genug Wohnungen mit zu kurzen Betten und geblümten Lavars (lavoirs) hatte man bald. Was brauchte man da noch auf die Berg' steigen — hier wurde Abend für Abend geschuhholzettelt, und die Bauernkum, die eben vom Mist- und Heuhaft' heimkamen, spülten sich die Hände am Brunnen, stellten sich ein Schinetuch in die Brusttasche und holten sich die Damen, die, als Dirndl's verkleidet oder in hauchfeinen Tanzhemden, rund um den Saal auf der Valustrade-taften, bei elektrischen Tischlampchen, und

selig waren, von den Knechten ausgezeichnet zu werden; denn ein Bauernsohn, der gab sich bei zu dera Maskerad' net her!

Der Herr Kurdirektor aber hatte ein Übriges getan — was vollbringt man nicht für sein Vaterland! —, der hatte sich einen Andreas-Hofer-Bart bis zum ersten Hosenknopf hinunter wachsen lassen, trug kurze Wicks vom Morgen bis in die Nacht, und hatte die abgefeimte Jazzbande ihr Stück verbrochen, oder in der darüber Ecke die Bauernkapelle, die überhaupt erst aufspielte, wenn ein Städter denen guten Leuten eins von die Riesenmasse gestiftet hatte, in die vier Liter hineingingen, und die allemal im Triumph durch den Saal getragen wurden, so trat er: „Aber genau wie Andreas Hofer! Aber genau!“ mitten ins Volk und sagte mit Brustton: „Weil's gar so schön g'wen, noch einmal, Herr Kapellmeister!“ Worauf „Luisa, Luisa, geh' mit mir auf die Wiese“ von neuem spazieren ging.

Es ging herrlich. Wenn man nur keine neidischen Nachbarn hätt'. Die alles nachahmen, zwei Sennhütten in den Saal einbauen, a vaar Ziegen am Zaun anbinden und sich Zitherspieler aus den unbekanntesten Alventälern verschreiben. Eine Ausgeschamtheit! Aber was Neues will der Mensch, wenn er aus der Stadt in die Berg' flüchtet und sich so recht vom Getu' dadinnen verhauten will.

„Ein Tanzturnier muß her“, beschloß der Herr Kurdirektor eines Tages in seinem Andreas-Hofer-Herzen. „A richtig's Tanzturnier, da wo man die besten Tänzer vorent“ — er sprach das Wort etwas schnell aus, was bei Fremdwörtern überhaupt die richtige Methode ist, „und mit die Preise werden mir's schon kriegen!“

Bei den Preisen gerade stieß er auf allerhand Widerstand. Denn man war hier — durchaus zum Unterschied von anderen Kurorten! — auch sehr fürs Nehmen, so wurde das Wörtchen geben immer noch klein geschrieben.

Aber der Herr Kurdirektor setzte sich durch. Programme wurden gedruckt, gerechte Beurteilung durch Punktzählung der Sachverständigen zugesagt, kostbare Preise in Aussicht gestellt. Nur die Sachverständigen auszuwählen war schon nicht so leicht. Jeder, der am Ort eine Bedeutung besaß — und hatte er auch kaum je etwas anderes gesehen als Ländler — hielt sich dafür geeignet. Denn das Festkomitee bekam natürlich Dreißiger. Unmöglich konnte der Kurdirektor es mit den reichen Bauern, die am meisten auf die Ehre aus waren, verderben, und mit Mühe gelang es ihm, ein paar der Hotelwirtsjöhne einzuschmuggeln, die in der Großstadt gelernt und dabei auch das Tanzen gesehen hatten.

Der Abend nahte. Die Damen aus der Stadt nahmen ihre Plätze ein. Aber sie meldeten sich nicht zum Wettbewerb. Denn erstens lamen sie sich in seltener Selbsterkennnis nicht jung genug vor, und zweitens hatte der Herr Kurdirektor übersehen, daß man sich wohl mal mit Bauernbuben im Tanze dreht, wenn's nicht drauf ankommt, daß aber die Gäste eines Moorbades, die ihren Rheumatismus anbringen wollen und allerlei Beinkleiden, nicht gerade zu einer Tanzkonkurrenz passen. Nur ein paar fremde junge Mädchen waren da, neben ganzen Scharen Einheimischer, von denen die Jünglinge meistens aus den kleinen Geschäften stammten und die letzte Nacht ihre Beinkleider unter dem Bettuch gehabt hatten, um tadellose Bügelfalten zu erspielen.

„Ausgeschrieben ist das Turnier“, verkündete Andreas Hofer, „für Walzer, Tango und Schahrlestone. Zuerst wählt's Publikum und schreibt für jeden Tanz's beste Paar aufs Papier, nacha trifft die Wahl und laßt's noch einmal tanzen, was die Besten san, die Herrn Sachverständigen.“

Als dann! Die Ladenjünglinge, die sich gemeldet hatten, bekamen weiße Schilder mit Nummern um die Arme. Beim Walzer ging's „wuid“ (wild) zu, da tanzte die ganze Jugend des Ortes und wer von Fremden überhaupt nur humpeln konnte: ein Walzer, oh, da zeigte man die alten Künste! Das Publikum sah versweilt auf die Hoppenden und malte sein Papierl voll. Beim Tango erwies sich's schon eher, wer erwählt war: nur wenige Paare schoben sich durcheinander, da hatte man's leichter — und der Schahrlestone, ha, der war nix Besonderes, behaupteten die Bauernbuben, die ihn am Abend zuweilen von die „Stadtfräud“ gesehen hatten. Da stellte di hin und schlenkerst mit die Knochen, daß an Zittern trugt bis zum Kuss nauf — und dies Prinzip befolgten sie redlichst.

Die Sachverständigen waren in Verzweiflung. „Des is kan Schahrlestone net“, behaupteten die Wirtsjöhne, aber die Gäste, die sich höchstlich amüsierten, schrieben das Paar auf, das sich am grotesksten geschüttelt hatte.

Von allen Paaren wurden nun die aufgerufen, denen das Publikum die meisten Stimmen gegeben hatte; sie mußten „zum Blüchtans“ antreten. Da fand denn nun jede einheimische Familie, daß die Ihren sich hervortaten, in welchem Tanze sie auch ihre Leistungen zeigten. Die Sachverständigen schwitzten Blut. „Da dersit keinen net ausslassen“, dachte ein jeder, und es gab so gewaltig viel Punkte, daß schon das Addieren eine Mordsarbeit darstellte. In-

zwischen tanzte man weiter und freute sich der Auszeichnung, die für alle eintreffen müste.

Ein Trompetentösch bat um Ruhe. Die echte Gestalt Andreas Hofers stand vorn auf der Bühne, und unter dem wallenden Bart heraus verkündete er das Resultat. Zuerst schmunzelte alles: A Walzer, na ja, des kann ein jeder! Da vergönnte man auch dene „Stadtfräud“ einen Preis, ein Zigarettenetui oder eine Flasche Enzian. Aber beim Tango, was —? Das sollten nur die Fremden können? Des wär! Ein Grossen ließ durch die Reihen, was die ahnungslosen Tremden für eine ihnen unbekannte Welle der Zustimmung hielten. Doch als es zum Schahrlestone kam, da war's aus. Des sollte gar keiner g'wen sein? Da schau her! Und die goldene Uhr, die wo schon im Schaukasten des einzigen Uhrenmachers gelegen hatte, so lange zwei Generationen denken konnten, und die er, ein Hofer für sein Vaterland vorziehend, als sie wieder und wieder zu reinigen, hingegaben hatte — des Bestium der ganzen Gemeinde, die sollte in die Fremde wandern, nur weil die schäbigen Sachverständigen kan Mut net aufbracht hatten, die Ihrigen zu vrämieren —? Ah, da schau her! Vom großen Tisch, wo die reichen Bauern beisammen sahen, erhob sich wortlos der Hinterhuber-Franz, schritt gemächlich durch den Saal — alle schauten ihm nach —, trat zu der Gruppe der Sachverständigen und haute dem nächsten eine Watschen, daß sein Kopf für längere Zeit schief blieb.

Das städtische Publikum hielt das Ganze für einen Scherz, der zum Programm gehörte, und applaudierte heftig. Auch der beginnende Tumult, an dem sich groß und klein, alt und jung, Frauen und Männer beteiligten, machte ihnen noch viel Spaß. Dann stiegen die Makränge direkt an ihnen vorüber, die Stühle wurden unter ihnen fortgezogen, um sie einem älteren Zweck zuzuführen, a Kauferei, a echte, leiste ein, und endlich, nachdem schon mehrere starkblutende Kämpfer hinausgetragen waren, erschien, wie immer, der Gendarm zu spät und schrie in den Saal: „Aus is' Turnier! Heraus mit die Sachverständigen!“

Da begriffen auch die Gäste, daß die Preise jetzt gerecht verteilt würden, und drückten sich an der Sennhütten vorbei ins Freie.

Aber a Tanzturnier — vorläufig will Andreas Hofer nix mehr davon wissen.

Der Meerhecht.

Bon Joh. Joz. Nußdorff.

Er lauerte unbeweglich zwanzig Meter unter dem gesäuselten Wasser. Sein goldgrauer, schuppiger Körper hob sich kaum vom Rande des algenbewachsenen Kieselkessels ab, der am Eingang des Hafens stand.

Seine großen, starren Augen mit den hellen Ringen um die schwarzblaue Pupille forschten unheimlich in die leere, dunkle Meererne hinaus. Er war rärend vor Hunger. Vor Stunden hatte er die letzte Makrele verspeist. Kein Fisch war seitdem mehr in seine Nähe gekommen.

Zornig schlug er mit der Schwanzflosse ein paar Mal hin und her. Stieg schräg empor und spähte, gab es auf und ließ sich wieder abwärts sinken. Das lang gerissene, mit scharfen Dolchzähnen bewehrte Maul schnappte einige Male auf und zu in tödlicher Spielerei.

Er umkreiste darauf gewandt den Kieselkessel, über den Algen schwiebend, lauerte.

Da erblickte er zwei Meilen voraus unter der Oberfläche des Wassers kleine, weiße Fleden, die hin und her spielten und sich im Sonnenlicht vorwärts bewegten: Makrelenschwärme, die sich ins Licht und die Wärme hinaufgezogen hatten. Die starren Augen des Meerhechtes stierten. Das lange Tafthaar sitterte. Plötzlich schoss er wie ein Projektil in der Tiefe dahin, ein kaum sichtbarer, mit der Schnelligkeit eines Blitzen dahinschlingernder Jäger.

Als er sich unter den silberweißen Leibern der Makrelenwölfe befand, ohne daß die Makrelen ihn sahen, bog er jäh aufwärts. Mit seinen scharfen Zähnen griff er eine zuunterst lorglos spielende Makrele. Rasend vor Angst stob der Schwarm der übrigen aus dem flimmernden Wasserlicht in die Weite. Sein hungergespannter Körper sank taumelnd und sackte im Gefühl der Sättigung wie erlöst zusammen. Die Muskeln erschlafften. Blind vor Wollust des Schlingens ließ er sich tiefer und tiefer sinken. Endlich hatte er die schmatzende Makrele verzehrt.

Einen Augenblick verhielt er und richtete sich wieder gerade. Aber er war nur halb gesättigt. Der Hunger meldete sich von neuem. Den Makrelenschwarm aber entdeckte er nirgends mehr. Der hatte sich wohl abwärts gezogen in Tiefen und Kerste des Grundes. Die dunkel-schwarzen gezeichneten Wellen auf ihrem Rücken verbargen sie auch dem schärfsten Auge.

Bon neuem ürschte er vorwärts. Hina regungslos im Wasser und spähte in die weite Ferne der Meergefälle.

Ste waren leer. Wieder rasend vor Hunger schob er wahllos in den dunklen Tiefen umher, auf und ab, bis zur hellen Oberfläche. Endlich sah er fern die weißen Fiede oben an der Oberfläche hängen. Wütend schob er heran und fuhr unter die silbernen Blitze der Makrelenleiber.

Aber da merkte er, daß er in ein Netz gerannt war. Er stieß an dünne, feste Hanfseile, die sich zu unerreichbaren, fesselnden Maschen verbanden. Zornig und erstaunt riss er mit seinem scharfen Maul kleine Lücken in das Gewebe. Um sich erblickte er die Makrelen, aber er hatte keinen Appetit mehr auf sie. Unter und über ihm hingen sie in dem Netz, zappelten in den schlaffen Fäden, krumm gebogen die schlanken Körper und mit den Kiemen schmerhaft in den Hanfwänden hängend. Einige sahen ihn schon mit halbtoten Augen an, so dicht waren ihre Leiber in den Maschen aufeinandergestapelt.

Doch er dachte jetzt nur an seine Not und fühlte keinen Hunger mehr. Heutzutage schob es durch sein Gehirn ob der List des Menschen. Und wütend begann er erneut mit den Jähnen an den Hanfseilen zu sägen und zu reißen und wurde so der unfreiwillige Befreier vieler Makrelen, die durch die Löcher, die für ihn zu klein waren, blitzschnell davonschwammen.

Der Meerhecht verzog sich durch sein blindes Mühseln und Beißen immer mehr in den Schlingen. Er verwandelte sich ganz darin, wie er auch riss und sich wild hin und her wälzte. Das Wasser begann oben leichten Schaum zu werfen. Da merkten die Fischer, daß sie noch etwas anderes wie Makrelen gefangen hatten. Sie hievten plötzlich von oben das Netz an. Es schwamm hinauf aus den grünlichen Wasserschatten. Die Winde führte. Die Männer ließen nicht los, bis der Netzaufbaum an den Masten hing und der Beutel triefend über Deck schwamm.

Das Tageslicht blendete den Meerhecht.

Ein alter Fischer machte das Steertau los. Der Beutel öffnete sich und der Meerhecht stürzte im quassenden Klumpen der Makrelen an Deck. Zwei Augenpaare blickten sich über ihn. Der alte Fischer rief erbost seinem Jungen zu: „Los, das Beil! Schlag ihn tot, den verdammten Hecht! Er zerstört uns das ganze Netz!“

Der Junge, mit nackten Füßen, lief mit dem Beil eilig herzu und glitschte auf dem schlüpfrigen Boden, der schleimig vom Zappeln und Schwitzen der vielen Makrelen war, aus. Der Alte fluchte mordmöderlich. Der Mann am Steuholz stürzte schon eilig herzu, so daß das Boot auf der Dünning schwankte. Da fachte der Junge endlich das Beil und hieb zu.

Aber er fehlte. Denn der Meerhecht, in Todesangst, schob wild hin und her auf dem Boden und versuchte mit seinem starken Schwanz die Bretter.

„Mach zu! Schlag ihn tot, ehe er uns wieder entwischt!“ schrie der Alte zornig und suchte den ungebärdig tobenden, schlagenden und beißenden Hecht mit einem Tau an den Kiemen zu umwickeln. „Au!“ schrie er aber. Der Hecht hatte sich in seinen Stiefel verbißt.

„Schlag zu! Schlag zu!“ schrie er ängstlich, während der Junge hinter dem Hecht hin und her lief und nicht zum Schlag kam. Er stolperte und glitt über die Makrelen hin und wäre fast ins Wasser gefallen. Der Alte trat den bissigen Hecht mit seinem freien rechten Fuß, um ihn wieder los zu bringen. Da kam der Junge, der sich ausgerichtet hatte, zum Schlag und hieb dem Hecht seitwärts eine klaffende Wunde, die aber nicht weit genug in den Körper ging, um die Eingewölde bloßzulegen und den Hecht lampfunkfähig zu machen. Noch schlimmer, das Beil blieb mit der Schneide im Boden stecken und war nicht wieder herauszubringen.

Wütend und schreiend schlenkte der alte Fischer den gefährlichen, großen Hecht und suchte ihn loszuwerden. Das Boot neigte sich bedrohlich zur Seite. Diesen Augenblick benutzte der Hecht. Er ließ blitzschnell los, schwang sich mit einem gewaltigen Schlag des Schwanzes über das Sessbord und tauchte unter. Erschöpft und blutend ließ er sich niedersinken und schwamm dann ingrimig hin über den dunklen Grund, froh, noch einmal losgekommen zu sein und um eine Erfahrung klüger.

Der alte Fischer oben rieb sich sein schmerzendes Bein.

„Junge! Junge!“ rief er, „jetzt habbit wi de kaputten Nebe un nich den Abstüter. Verdammich noch mol!“

Die Strafe.

Bon Otto Sättler.

Bubi war unartig. Das einzige Kind junger Leute. Man weiß, wie das ist. Verhältnis, eigenwillig. Und so klug! Ein Wunderkind, wie alle einzigen Kinder. Da man Bubi wichtig nimmt, nimmt er sich selbst auch wichtig. So kurz seine Lebensbahn bisher ist, er hat seine Erfahrungen. Er kann alles durchsehen, was er will. Ein wenig Geschrei,

und schon dreht sich das Hauswesen um ihn. Freut er sich seines Daseins, dann ist er ein Zierstück, das alle Verwandten und Bekannten bewundern müssen. Ist er still, heißt es: Ich weiß nicht, was er nur hat! Ob er krank ist? Keine Spur! Er hat nur gelernt, mit den Erwachsenen umzugehen.

Nun aber hat er einmal Pech gehabt. Er hat die Gutmüdigkeit seiner Erzieher überschaut. Sie halten es für nötig, eine exemplarische Strafe zu diktieren. Ein kleiner Klaps als Erstes, und Mutti sperrt ihn in die Speisefammer. In die halbdunkle Speisefammer. Das wird ihm eine Lehre sein! denkt Mutti. Es scheint auch Wirkung zu haben. Bubi brüllt, was aus der Kehle heraus will, trommelt an die Tür, schreit lächelnd: „Mutti, mach' auf!“ Schon regt sich die mütterliche Liebe wieder: Ich sollte vielleicht doch nicht so streng mit ihm verfahren. Es ist ja ein so kleiner Kerl. Aber sie will auch nicht gleich nachgeben. Nur ein paar Minuten, denkt sie, dann wird es genug sein.

Jetzt ist Bubi still. Mutti lauscht. Kein Raut kommt mehr aus der Speisefammer. Sie schleicht zur Tür, horcht angestrengt. Nichts. Alles still. Da kriecht Befördernis in ihr empor. Sollte etwas mit ihm sein? Sie lauscht weiter. Kein Ton, nicht das geringste Geräusch dringt durch die geschlossene Tür. Schred durchfährt sie: Vielleicht hat Bubi einen Anfall bekommen, Herzkrämpfe und dergleichen. O Gott! O Gott! Nur das nicht.

Mit fliegenden Hant öffnet sie die Tür. Und steht erstarrt. Das hatte sie nicht erwartet. Alles, nur das nicht. Wenn Bubi still weinend in der Ecke säße, hätte sie ihn hochgehoben, ans Herz gedrückt und mit Küsse überschüttet. So aber? Die Tür des Speisenzimmers ist geöffnet. Bubi sitzt mitten im Raum, hält in beiden Händen eine große Bratwurst und lacht mit vollem Bauch. Raut und schaut lahm hin auf die sprachlose Mutti. Nun bemerkt er sie doch. Da hält er die Wurst hoch und sagt: „Da, Mutti, meist but!“ Alles weitere mag man sich selbst ausmalen.

Merkprüche für die Jugend.

Von Alice Freiin v. Gaudy.

Es gibt nur ein Ziel, das heißt: Empor!
Auch für den, der im Kampfe die Richtung verlor.

*
Kein Weg zu weit, zu steil kein Pfad.
Wird er beschritten um gute Tat.

*
Alles veraltet und wird beiseite getan,
Immer von vorn fängt die Menschheit an:
Ewig bleibt nur, was Odem der Wahrheit durchweht,
Ewig, was Mensch von Menschen nachführend versteht.

*
Wenn des Lebens Schattenspiel dich loct,
Denke du, wie bald sein Reigen stockt.
Wohl dir, Seele, wenn du nie vergißt,
Doch es nur ein — Vorspiel ist!

Welt u. Wißen

* Vom Indianer zum Präsidentenkandidaten. Eine recht abenteuerliche Laufbahn hat Charles Curtis, der republikanische Kandidat für die Vizepräsidentschaft der Vereinigten Staaten, hinter sich: Sein Vater, Nachkomme englischer Sektierer, seine Mutter Mestianin, mehr Rothaut als Weiße; seine Großmutter indianische „Prinzessin“, sein Großvater französischer Trapper, sie alle haben dem Jungen die Eigenschaften ihrer Rasse vererbt. Die ersten Jahre verlebte er im großmütterlichen Wigwam, lernte reiten und schießen. Mit acht Jahren rittete er den Stamm durch einen Gewaltritt zum nächsten Militärposten vor der Vernichtung durch andere Rothäute. Dann wurde er Jockey, wurde beißende von Kameraden gehext, befand beim Rennen blaue Bohnen nachgesetzt und gewann überraschend. Mit 14 Jahren packte ihn die Sehnsucht nach dem Wigwam, er brannte durch, ging zur Großmutter-„Prinzessin“ zurück. Seine englische Großmutter holte ihn wieder, stieß ihn zum ersten Mal in seinem Leben in die Schule; tagsüber lernte er, nachts fuhr er als Kutscher, um dem knappen Haushalt zu helfen. Die Schulbank setzte ihm bald nicht mehr; er versuchte sich als Reporter, lernte dann bei einem Rechtsanwalt Jurisprudenz, vertrat seinen kranken Lehrmeister unvorbereitet in einem sensationellen Mordprozeß und riß den Kopf seines Klienten wider Erwarten aus der Schlinge. Alles bewunderte ihn; der Staatsgouverneur ernannte ihn zum Untersuchungsrichter, zum Generalanwalt; Charles Curtis war ein gemachter Mann. Im Jahre 1892 wurde er als Abgeordneter, später als Senator von Kansas nach Washington entsandt und immer wieder gewählt.